Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 37 (1957-1958)
Heft: 3

Buchbesprechung: Bücher-Rundschau
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

BÜCHER-RUNDSCHAU

Redaktion: Dr. F. Rieter

Neue Goethe-Literatur

Der alte Goethe hat dankbar-freudig zugestimmt, als 1823 ein Dr. Heinroth seine geistige Art als «gegenständliches Denken» bezeichnete. Das Wort ist in der Tat besonders glücklich. Goethes Denken, wie er selber gern betont, ist immer gleichsam mit dem Anschauen amalgamiert; als ein «Stockrealiste» schreitet er stets vom Besonderen zum Allgemeinen fort, er sucht im Stengelglas eine Welt, im Chor der individuellen Pflanzen das geheime Gesetz, in der Betrachtung der «Einzelnheiten» das ewig Eine, das sich vielfach offenbaret. Diese Goethesche Weise, vom Besonderen her zum Allgemeinen zu streben, kann gerade auch bei der Beschäftigung mit ihm selber fruchtbar werden. Es ist dabei fast gleichgültig, von welchem Einzelnen man seinen Ausgang nimmt, wenn man sich nur von ihm aus weiter ziehen läßt.

Ein solcher Ansatzpunkt, der zu unabsehbaren Entdeckungsreisen locken kann, ist zum Beispiel der *West-östliche Divan*, herausgegeben und erläutert von *Ernst Beutler*, wie er in der Sammlung Dieterich seit kurzem wieder vorliegt[1]). Beutlers Kommentar weitet sich bei vielen Gedichten zu eigentlichen Essays, die, nach allen Seiten ausgreifend, vor allem entscheidende Grundhaltungen Goethes deutlich machen. Die Entwicklung seines Naturschauens, Begriffe wie Polarität oder Steigerung, sein Unsterblichkeitsglaube kommen da ebenso zur Sprache wie etwa seine Stellung zur Zeit, zur Romantik, zur Presse, zum Publikum und den Deutschen überhaupt. Dabei weiß Beutler seine vielseitige Gelehrsamkeit gleichsam nur so hinzuspielen; man wird belehrt, indem man sich unterhält. Nebenbei erfährt man beispielsweise auch, wie Goethe im Alter reiste, was Weimar für ihn bedeutete, wie Frankfurt sich entwickelt hat, was Koriander, was ein Ghasel ist. All das weist immer wieder auf die Dichtung zurück, von der es ausgeht: ihre Sprache und Komposition werden mannigfach erörtert, der zeitgeschichtliche Hintergrund, ihre menschlichen und literarischen Ursprünge. Immer von neuem sieht man sich auch behutsam bis an die Frage nach ihrer religiösen Grundhaltung und ihrem Bekenntnischarakter, bis an die Divan-Esoterik herangeführt.

Es ist noch nicht so lange her, daß man im Divan allgemeiner eines der großen Hauptwerke Goethes erblickt, «nächst dem Faust das bedeutendste und zugleich persönlichste Werk des Dichters» urteilt Beutler. Zur Hauptsache verdanken wir diese Einsicht den bahnbrechenden Untersuchungen von *Konrad Burdach*, wohl einem der letzten Vertreter jenes Gelehrtentypus, der genaueste Detailbeherrschung mit kühnstem Gedankenflug verband. Man darf von einem Ereignis sprechen, wenn aus seinem Nachlaß jetzt, von *Ernst Grumach* betreut, zwei bisher unveröffentlichte Akademievorträge *Zur Entstehungsgeschichte des West-östlichen Divans* erscheinen, zusammen mit einer schon bekannten Arbeit[2]). Ihr Kernproblem ist, «den Krystallisationsprozeß der Divangedichte aus poetischen Einzelexistenzen zu einem innerlichen Ganzen zyklischer Form, ihren Aufstieg aus momentanem individuellem Gehalt zu typischer Bedeutung» aufzuweisen. Sie gehen aus von dem sog. «Wiesbader Register». Nach dessen Angaben bietet Grumach im Anhang die Rekonstruktion der von Burdach besprochenen Entwicklungsstufe des west-östlichen Kunstwerks dar.

Grumach hat sich vor allem einen Namen geschaffen als Herausgeber der großen *Goethe-Ausgabe* der *Deutschen Akademie*, von der ein neuer Band herausgekommen ist: *Jugendwerke, 3. Prosaschriften*, bearbeitet von *Hanna Fischer-Lamberg*[3]). Er reiht sich seinen Vorgängern in jedem Sinne würdig an. Besonders ist der Tafelanhang hervorzuheben, der die Bildunterlagen für alle Beiträge Goethes zu Lavaters Physiognomik bringt.

Wenn dem Leser aus den Seiten dieses

Bandes die überströmende Unmittelbarkeit des jugendlichen Genies faszinierend entgegenleuchtet, so wird ihm vielleicht der Alte von Weimar in seiner Weisheit und Größe, aber auch mit allen seinen Stimmungen, Launen, Grillen und Gereiztheiten nirgends sonst so realistisch und ungeschminkt vor Augen geführt wie in den *Unterhaltungen mit Goethe* des *Kanzlers von Müller*, in deren Herausgabe *Ernst Grumach* seine philologische Meisterschaft ein weiteres Mal erprobt[4]). Friedrich Müller, wegen seiner Verdienste um die Erhaltung des Herzogtums nach Jena und Auerstädt geadelt, stieg in glänzender Laufbahn bis zum Wirklichen Geheimen Rat mit der Anrede Exzellenz empor. Als fast täglicher Gast gehörte er im letzten Dezennium zum engsten Freundeskreis Goethes, der den klugen Berater auch zu seinem Testamentsvollstrecker bestimmte. Seine Aufzeichnungen sind erst 1870 aus dem Nachlaß ans Licht getreten. Er hat sie selbst, im Blick auf eine Veröffentlichung, zweimal überarbeitet und mehrfach gebessert, nicht zuletzt, um auszumerzen oder abzuschwächen, was zu seiner Zeit in Weimar noch Anstoß erregen konnte. Es ist also wesentlich, die verschiedenen Fassungen zu kennen, da ihnen ein verschiedener Wahrheitsgrad eignet. Grumach druckt sie übersichtlich nebeneinander ab, was das Großformat erlaubt, und schickt jeweils in kleinerer Type noch die ursprünglichen Tagebuchnotizen voraus. Ein Anhang von 200 Seiten enthält u. a. Goethes Tagebucheinträge über Müller sowie Auszüge aus dessen Schriften, Reden und Briefen. So erscheint in dieser bewundernswerten kritischen Edition das wichtige Quellenwerk zum erstenmal in wissenschaftlich einwandfreier Gestalt.

Eine bedeutungsvolle Publikation wird ferner durch den 3. Band von *Goethes Briefwechsel mit C. G. Voigt* fortgesetzt, den *Hans Tümmler* unter Mitwirkung von *Wolfg. Huschke* besorgt[5]). Es geht in dem Band vorab um geschäftliche Fragen, das Sachliche steht vor dem Persönlichen, auch tritt Goethe selbst noch mehr zurück als früher schon. Die Briefe stammen aus der Zeit von 1804 bis 1812, besonders also aus den schweren napoleonischen Jahren nach Schillers Tod. Daher vermögen sie, in zuverlässigen Anmerkungen erklärt, doch viele überaus wertvollen Aufschlüsse zu vermitteln.

Für ein breiteres Publikum ist die Auswahl aus dem *Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter* bestimmt, die *Gerhard Fricke* mit leider spärlichen und etwas zufälligen Fußnoten begleitet[6]). Goethe hat an Zelter manchen seiner schönsten, weil bekenntnishaftesten Briefe gerichtet. Die Sammlung wäre auch ein solcher Ausgangspunkt, von dem aus man sich in die Geheimnisse seiner Alterswelt führen lassen kann.

An einer Stelle, die in der Auswahl fehlt, spricht er dem Freund einmal von seiner Mutter, «die, in alttestamentlicher Gottesfurcht, ein tüchtiges Leben voll Zuversicht auf den unwandelbaren Volks- und Familiengott zubrachte und als sie sich ihren Tod selbst ankündigte, ihr Leichenbegängnis so pünktlich anordnete, daß die Weinsorte und die Größe der Bretzeln, womit die Begleiter erquickt werden sollten, genau bestimmt war.» Nicht in erster Linie weil sie Goethes Mutter war, sondern weil man von der Kraft dieser runden, ganzen, tüchtigen Menschlichkeit, mit der sie ihr Leben bestand, noch aus jeder Seite, die sie schrieb, etwas erspüren kann, bleiben *Die Briefe der Frau Rath Goethe* auch heute noch so lesenswert[7]). Sie sind ein richtiges Lebensbuch, das stärken und erheitern kann. Wer sich nicht an die Gesamtausgabe von *Albert Köster* wagt, dem sei die schöne Auswahl empfohlen, die *Rudolf Bach* für die Insel-Bücherei getroffen hat[8]).

Neben der Sorgfalt, mit der solche Ausgaben gearbeitet sind, fällt die Zusammenstellung *Goethe erzählt sein Leben* von *H. E. Gerlach* und *O. Herrmann* bedenklich ab[9]). Mittels «Schnitt» und «Montage» wird hier erbarmungslos mit den Texten Goethes und anderer umgesprungen. Die Änderungen, die sie sich in Wortschatz, Satzfügung und -folge gefallen lassen müssen, sind nicht zu zählen. Aus Fragmenten verschiedenster Herkunft werden neue Stücke komponiert. Dokumente, die zu den größten Kostbarkeiten deutscher Prosa zählen, finden sich, nur mit dem Sinn für modische Reize und Wirkungen, willkürlich zusammengestrichen. Das Erschreckende ist der vollkommene Mangel an Ehrfurcht vor geistiger Überlieferung und geistigem Eigentum, der hier zutage tritt. Es ist tief bedauerlich, daß in der Fischer Bücherei, die sich durch ausgezeichnete Leistungen ein hohes Ansehen erworben hat, Goethe derart unzulänglich vertreten ist.

Seit den Büchern von Wilhelm Bode oder Paul Kühns «Frauen um Goethe» hat sich die Goethe-Verehrung immer

auch der «biographischen Einzelheiten» angenommen und sich bemüht, die verschiedensten Lebensumstände und -beziehungen pietätvoll aufzuhellen oder darzulegen. Wenn der Sudetendeutsche *Ernst Frank Goethes böhmischen Wanderungen* nachgeht, so verbindet sich dabei mit der Liebe zu dem Dichter die Liebe zu der verlorenen Heimat[10]). Unter dem Leitwort «*Mein Fest*» betrachtet *Edwin Redslob* «Goethes Geburtstage als Stufen seines Lebens» und rekapituliert aus guter Vertrautheit, freilich etwas obenhin, seinen Werdegang[11]). Das reizvoll ausgestattete Geschenkbändchen zeichnet sich durch erlesene Abbildungen aus, die den Sammeleifer des Verfassers loben. In diesen Zusammenhang läßt sich auch der kenntnisreiche Führer durch *Goethes Gartenhaus in Weimar* von *Wolfgang Rödel* stellen, der freilich nebenher das an der Sowjet-Enzyklopädie orientierte östliche Goethebild propagiert[12]). In noch erhöhtem Maß gilt dies von der sonst gehaltvollen Anthologie *Goethe «In meinem Beruf als Schriftsteller...»* von *Walther Victor*, deren Einleitung und Anmerkungen Goethe u. a. mit Stalin-Worten erläutern[13]). Das Heft ist «den jungen Autoren eines neuen Deutschlands gewidmet».

Zu den biographischen Schriften gehört schließlich das ergreifende Buch, in dem *Oskar Jellinek* würdig und treu *Die Geistes- und Lebenstragödie der Enkel Goethes* schildert, das frühe Verlöschen des bezaubernden Weltkindes Alma und vor allem das glanzlose Scheitern und Versagen ihrer Brüder Walther und Wolf[14]). Die Problematik des Epigonentums wird in ihrem Schicksal erschütternd offenbar. «Beide haben kein Glück und sind doch beide gut und klug», äußerte sich ihre Mutter Ottilie über sie. «Lebensuntauglich» nannte der Großherzog Carl Alexander den älteren, und dieser selber meint: «Man kann sagen, daß ein großer Name, wenn er nicht Ruhm und Auszeichnung bedeutet, zur Last wird.» Die Darstellung, «aus einer alten Hingezogenheit zu Goethes müder Nachhut entstanden», ging aus einem Vortrag hervor und wahrt den lebendigen Redeton.

Wie immer finden sich auch im *Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft* wieder Untersuchungen biographischer Natur, doch empfängt es nicht von ihnen sein Gewicht[15]). Der Jahrgang 1955 ist dem Andenken Schillers geweiht. Emil Staiger zeichnet ehrfürchtig dessen Weg zu Goethe nach, Reinh. Buchwald, Hans Mayer, Lieselotte Blumenthal u. a. greifen Probleme der Schiller-Forschung auf. Aus dem weiteren Inhalt des stattlichen Bandes, der als Beigabe die Goethe-Bibliographie 1953 bringt, sei noch die Abhandlung von H.-J. Schrimpf über die Entwicklung von Goethes Kunstanschauung, I. Teil, genannt.

Zu diesem Thema hat *Herbert von Einem* unter dem bescheidenen Titel *Beiträge zu Goethes Kunstauffassung* sechs Arbeiten vereinigt, die besondere Beachtung verdienen[16]). Der Bonner Kunsthistoriker versteht die Eigenart von Goethes Kunstdenken, das wie sein Menschenbild und wie sein Geschichtsverständnis auf seiner Naturanschauung ruht und mit ihr ein Ganzes bildet, in makellosem Deutsch herauszuarbeiten. In ihrer Gesamtheit bieten die Aufsätze einen fast vollständigen Überblick über die Weite von Goethes Kunsterfahrung, den Umfang seiner Bemühung um bildende Kunst und die Entwicklung seiner Auffassung. Der Verfasser gibt sich dabei durchaus Rechenschaft, daß wir heute wohl kein einziges der Resultate mehr ohne weiteres so übernehmen können, wie sie von Goethe formuliert worden sind. Aber wenn wir diese Ideen, meint er, und dieser Forderung genügt er selbst mit vorbildlicher Sachlichkeit und Sachkenntnis, aus dem Zusammenhang von Goethes Lebensanschauung zu verstehen suchen, «weht uns hier wie in anderen Regionen des Goetheschen Geistes ein belebender Atem an». Es ist ein Gewinn, daß wir diese Aufsätze, die an verschiedenen Orten verstreut waren, jetzt gesammelt besitzen. Sie sind vielleicht gerade darum so förderlich, weil sie nicht ein System entwickeln, sondern stets, am einzelnen haftend, gegenständlich bleiben.

Mit glänzenden Formulierungen umschreibt der Straßburger Goethe-Biograph *Albert Fuchs* in seiner eindringenden Rede *Goethe und Europa*, «was die Zeitlosigkeit, den noch heute gültigen Wert von Goethes Europäertum ausmacht». *Helmut Gumtau* deutet von der Frage her, wie in ihrer Dichtung das Erlebnis der französischen Revolution bewältigt wird, vergleichend *Goethe und Hölderlin*. Das Schwergewicht der Darlegung, die auch die Unterschiede sieht, liegt bei Hölderlin[17]).

In seinem Buch «Goethe in der Periode der Wahlverwandtschaften», das die bedeutsame Entdeckung einer neuen Erlebnisgrundlage des Romans überzeugend

begründete, hat *Hans M. Wolff* seinerzeit mit großem Scharfsinn ein Schema der verlorenen Urfassung aufgestellt. Er stützt seine Vermutungen nun durch einen Rekonstruktionsversuch *Goethes Novelle «Die Wahlverwandtschaften»*[18]). Die Fassung liest sich gut, doch muß man betonen, daß sie durchaus hypothetisch bleibt, da mit den Argumenten Wolffs keine Sicherheit, sondern nur ein gewisser Grad von Wahrscheinlichkeit zu erreichen ist. Einen ehrlichen und sauberen Beitrag zur Auslegung des schwierigen Spätromans leistet *André Gilg* mit seiner Arbeit *«Wilhelm Meisters Wanderjahre» und ihre Symbole*, die freilich auch die Grenzen der Methode recht deutlich macht[19]).

Wenig ertragreich ist *Christa M. Konheiser-Barwanietz: Herm. Hesse und Goethe*, sehr empfehlenswert dagegen das Inselbändchen *Eine Welt schreibt an Goethe*, das *Rud. Goldschmit-Jentner* herausgegeben hat[20]). Im Reflex dieser Briefe, die vorwiegend in seine späteren Jahre fallen, entsteht ein seltsam packendes Bild von Goethe. Der Dichterfürst, die öffentliche Person, als die er sich ansehen durfte, der eigentliche Repräsentant seines Zeitalters: so erscheint er hier.

Die Literatur, die sich schon zu seinen Lebzeiten mit ihm zu beschäftigen begann, ist in der Folge ins Unermeßliche angewachsen. Ihr Verzeichnis in Goedekes Grundriß füllt gegen 2000 engbedruckte Lexikonseiten. Es führt nicht weiter als bis 1912, dazu ist es aus verschiedenen Gründen ein schwer zu handhabendes Instrument. Deshalb kann man es nicht dankbar genug begrüßen, daß *Hans Pyritz*, vor allem durch eine vorzügliche Studie über «Goethe und Marianne v. Willemer» bekannt, die entsagungsvolle Arbeit auf sich nahm, eine moderne *Goethe-Bibliographie* zu schaffen[21]). Sie ist auf etwa acht Lieferungen berechnet und soll in einem starken Volumen das Goethe-Schrifttum von den Anfängen bis 1954 zusammenfassen. Das ist nur möglich, weil das Unternehmen sich zur «Tugend der Auswahl» bekennt: «in der Einsicht, daß zum Charakter der Wissenschaft neben dem Drang des Ergreifens die Kunst des Vergessens gehört, und daß die Möglichkeit, auch heute noch Herrschaft über ein Thema von den Ausmaßen der Goethe-Welt zu bewahren, allein durch stetige Konzentration zu erkaufen ist». Eine sehr überlegte Gliederung des Stoffes erleichtert die Übersicht, zusammenfassende Vorbemerkungen und Einzelverweise stellen Querverbindungen her. Gegenüber dem unförmigen, ob auch imposanten Inventar Goedekes geht es Pyritz um «eine scharf profilierte Rechenschaft». Die beiden ersten Lieferungen lassen mit Bestimmtheit sagen, daß mit dem Werk der Goethe-Forschung ein grundlegendes Hilfsmittel ersten Ranges geschenkt wird.

In den März dieses Jahres fiel Goethes 125. Todestag. Das ist kein «großes» Jubiläum. Vielleicht ist es doch erwünscht, wenn im Gedenken daran hier noch kurz auf die wichtigsten Ausgaben hingewiesen wird, in denen seine Werke heute erreichbar sind. Die umfassendste ist der hervorragende Artemis-Goethe, der unter der Ägide Ernst Beutlers in vierundzwanzig Dünndruckbänden die Werke und wissenschaftlichen Schriften, dazu Briefe und

---

[1]) Carl Schünemann, Bremen 1956. [2]) Akademie-Verlag, Berlin 1955. [3]) Ebd. 1956. Vgl. Besprechung Schweizer Monatshefte, April 1956. [4]) Böhlau, Weimar 1956. [5]) Schriften der Goethe-Gesellschaft 55, Böhlau, Weimar 1955. Vgl. Besprechung Schweizer Monatshefte, Oktober 1953. [6]) Hans Carl, Nürnberg 1949. [7]) 7. Aufl., Insel-Verlag, 1956. [8]) 61.—67. Tausend, ebd. 1954. [9]) Fischer-Bücherei, Frankfurt a. M./Hamburg 1956. [10]) Heimreiter-Verlag, Frankfurt a. M. 1956. [11]) Piper, München 1956. Vgl. dazu: «Die Sammlung», Juli/August 1956: W. Brednow: Goethes Geburtstage, Symbole seines Zeiterlebnisses. [12]) Goethe-Nationalmuseum, Weimar 1954. [13]) Reclam, Leipzig o. J. [14]) Neuausgabe Paul Zsolnay, Wien 1953. Vgl. dazu: «Die Sammlung», Mai 1956: Marie Luise Blumenthal: Zur Erinnerung an Goethes Enkelkinder. — In Zeitschriften ferner: «Deutsche Rundschau», August 1956: Carmen Kahn-Wallerstein: Goethes Weg zu Mozart; «Merkur», August 1956: H. G. Falk: Goethes griechische Visionen. [15]) Bd. 17, Böhlau, Weimar 1955. [16]) Marion von Schröder, Hamburg 1956. [17]) Franz Steiner, Wiesbaden 1956; Progreß-Verlag Düsseldorf-München-Hamburg o. J. [18]) Francke, Bern 1955. Vgl. Besprechung Schweizer Monatshefte, Oktober 1954. [19]) Zürcher Beiträge usw., Nr. 9, Atlantis-Verlag, Zürich 1954. [20]) Berner Diss. 1954, ohne Verlagsangabe; Insel-Verlag 1956. [21]) Carl Winter, Heidelberg 1955 u. 1956. Vgl. Schweizer Monatshefte, Oktober 1953.

Gespräche bringt. Etwas weniger umfangreich wird die neue Ausgabe bei Cotta in zweiundzwanzig Dünndruckbänden werden. Neben den Werken vermittelt sie in der 2. Abteilung «Schriften» auch die Tagebücher, nicht aber Briefe und Gespräche. Eine umsichtige Auslese hat Ernst Merian-Genast für die kundig eingeleiteten zwölf Birkhäuser-Bände getroffen. Die vierzehnbändige Hamburger Goethe-Ausgabe unter Leitung von Erich Trunz zeichnet sich namentlich durch ihren ausführlichen Kommentar aus. Eine preiswerte Sammlung nur der dichterischen und autobiographischen Werke legt Bernt von Heiseler in sechs Bänden bei Bertelsmann vor. Besonders empfehlen kann man bei bescheideneren Mitteln den erneuerten Volks-Goethe des Insel-Verlages, der in sechs Bänden eine wesentliche Auswahl, auch aus den wissenschaftlichen Schriften, mit guten Erläuterungen bietet. Die große Zahl dieser verschiedenartigen, aber durchwegs wertvollen Ausgaben, denen noch sehr viele Einzelveröffentlichungen an die Seite treten, scheint zu zeigen, daß trotz der Goethe-Ferne unserer Zeit in weiteren Kreisen ein Bedürfnis nach ihm lebendig ist, und daß die heutige Goethe-Forschung mit ihren großartigen Leistungen also doch nicht, als ein gelehrtes Alexandrinertum, jenseits vom Leben nur im Leeren schwebt.

Fritz Rittmeyer

Neuerscheinungen über Othmar Schoeck

Othmar Schoeck gehört zu den ganz wenigen Schweizer Komponisten, deren Schaffen schon zu ihren Lebzeiten eine umfassende Würdigung erfahren hat. Die erste *Schoeck-Monographie von Hans Corrodi* erschien bereits 1930; sechs Jahre später folgte die zweite Auflage. Auf Schoecks siebzigsten Geburtstag hin kam — vom Verlag Huber & Co. in Frauenfeld wiederum gediegen betreut — eine dritte, erweiterte und umgearbeitete Auflage des Buches heraus. Sie führt den Leser bis ins letzte Lebensjahr des Komponisten und darf, nachdem Othmar Schoeck am 8. März gestorben ist, für sich den Rang einer ersten grundlegenden Darstellung von Schoecks Leben und Werk beanspruchen.

Dem Buch kommt um so größere Bedeutung zu, als Corrodi aus dem Erlebnis jahrzehntelanger Freundschaft mit Schoeck heraus schreibt. Nichts liegt ihm ferner als ein distanziertes, kühles Analysieren. In berechtigter Scheu vor jedem fertigen Urteil und vor einer verfrühten musikgeschichtlichen Klassifizierung schildert Corrodi Persönlichkeit und Schaffen Schoecks als ein Ergriffener und Eingeweihter. Fast jede Seite seines Buches stellt ein von Liebe und Verständnis getragenes Bekenntnis zu Schoecks Kunst dar. Heute, da kaltschnäuzige, intellektuelle Urteile so billig zu haben sind und Schoecks Musik da und dort als «Spätromantik» oder «spätromantisches Epigonentum» etikettiert abgetan wird, muß dies besonders hoch gewertet werden.

Schoecks Lebensweg ist äußerlich wenig dramatisch verlaufen. Corrodi zeichnet seine Stationen einfühlend nach: Die Kindheit in Brunnen, den Aufbruch des Liederquells und die erste Anerkennung, die frühe Zürcher Zeit mit den nächtlichen Diskussionen im Freundeskreis am Zeltweg, die Reisen, die Anfechtungen von Umwelt und gewitterschwangerer Zeit, das Geborgensein in Heim und Familie, das Reifen zur Ernte der letzten Jahre. Die wesentlichen Ereignisse haben sich in Schoecks Innerem abgespielt. Corrodi geht ihren Auswirkungen behutsam nach und dort, wo eine psychologisierende Biographik seelische Erschütterungen in den Mittelpunkt gerückt hätte, beschränkt er sich lieber auf Andeutungen, um dann im Kapitel «Bildnis» ein zusammenhängendes Bild von Schoecks reicher, zeitweise auch gefährdeter Persönlichkeit zu entwerfen.

Die Werke werden eingehend besprochen. Corrodi gibt zwar in der Regel keine erschöpfenden Analysen, aber er möchte von den Kompositionen Schoecks doch eine genauere Vorstellung vermitteln und kargt daher erfreulicherweise nicht mit vortrefflich ausgewählten Notenbeispielen. Man folgt seiner Einführung willig, weil sie sich nie auf Spitzfindigkeiten einläßt und dort, wo das Stimmungshafte, der emotionelle «Inhalt» beschrieben werden, sich manche Türe zu einem lebendigen Verständnis von Schoecks Kompositionen auftut. Heute, da wir Schoecks Kunst in besonderem Maße als eine begnadete Gestaltung seelischer Wirklichkeiten werten, finden wir im Buche Cor-

rodis eine erhabene Spiegelung unseres Schoeck-Erlebnisses und eine Hilfe zu seiner Vertiefung.

Ein Werkverzeichnis nach Gattungen, eine Aufstellung der Literatur über Schoeck, Erläuterungen zu Schoecks Harmonik, fünf Bildnisse, drei Faksimiles und zwei noch unveröffentlichte Kompositionen bereichern das Buch in glücklicher Weise.

An Corrodis Monographie reiht sich würdig eine weitere Publikation zum Schoeck-Jahr 1956 an: Das vom Zürcher Musikwissenschafter *Werner Vogel* angelegte *Thematische Verzeichnis der Werke von Othmar Schoeck.* Es führt die gedruckten sowie (bis auf wenige Lücken) die ungedruckten Werke auf. Zu loben sind vor allem die Incipits, weil Vogel bei den Liedern stets die ganze erste Zeile und damit ein stilbestimmendes Signet wiedergibt. An weiteren Angaben bietet er die Nennung des jeweiligen Verlags, die Aufführungsdauer, die Besetzung, das Datum der Komposition, Aufschlüsse über die Beschaffenheit des Autographs und über dessen Aufbewahrungsort, ferner Angaben über die Uraufführung und schließlich Hinweise auf Literatur zum betreffenden Werk. Diesem Hauptteil des vom Atlantis-Verlag Zürich musterhaft gestalteten Bandes folgen als weitere willkommene Zusammenstellungen ein systematisches Werkverzeichnis sowie Verzeichnisse der Textdichter und der vertonten Gedichte, denen sich eine Schoeck-Bibliographie anschließt. Diese Veröffentlichung ist nicht nur ein unentbehrliches, kaum mehr zu überbietendes Handbuch für jeden, der sich über Schoecks Schaffen genau informieren möchte, sondern zugleich ein Standardwerk unter den thematischen Verzeichnissen überhaupt.

Edwin Nievergelt

La Chute

Dieses neue Buch des bedeutenden Franzosen *Albert Camus* setzt die Reihe seiner episch, dramatisch und philosophisch geformten psychologischen oder, wenn man will, anthropologischen Studien fort[1]). Auch hier ist die dichterische Form meisterhaft gehandhabt und in glänzendem Stil durchgeführt. Das Ganze ist ein Gespräch, bei welchem aber der Mitunterredner nie zu Worte kommt. Die Gespitztheit dieser Situation wird trotzdem nicht lästig, sondern bleibt immer schwebend. Und es handelt sich dabei nicht nur um ein artistisches Kunststück, sondern der Redende ist, wie früher der «Etranger», innerlich völlig mit sich allein — aber nicht glücklich in gläserner Abstraktheit wie jener wenigstens zuletzt, sondern mit stärkstem Bedürfnis nach Lebenserfüllung durch die anderen Menschen. Doch kommt es zu keinem wirklichen Verkehr mit ihnen; der Held kehrt nur in kurzem Bogen zu sich zurück. Die Menschen bleiben ihm Mittel und werden nie auch zum Zwecke — um es kantisch auszudrücken. Er macht wohl abgezirkelte Gebärden des Edelmutes in der Richtung auf sie hin und berauscht sich selbst daran; aber die tiefere Eiseskälte kommt darunter hervor. Einmal verspricht er sich und sagt zu Dankenden statt: «*Jeder* hätte» — «*Niemand* hätte das getan». Im Grunde will er nur herrschen, über allen stehen und sie zu seinen Füßen um sein Herrentum angeordnet sehen. Alle sollen auf ihn ausgerichtet sein, ihn bewundern, von ihm abhangen, ihr Leben aus seiner Hand empfangen: davon lebt er. Ganz besonders gilt das den Frauen gegenüber. Sie sollen von seinem Belieben leben, ohne dieses nicht mehr leben können; am besten sterben, wenn er sie nicht mehr braucht. Letzteres tritt jeweils schnell ein. Einerseits erinnert dieser Mensch an Gides Robert in der «Ecole des Femmes»; nur ist das tief Unedle von dessen Wesensart viel feiner sich selbst verborgen, weil sie ganz in bürgerliche Rechtlichkeit eingehüllt bleibt, während es sich *hier* grade im Verhältnis zu den Frauen um recht massive Niedrigkeit handelt, von der man denkt, daß der Mensch selbst sie hätte merken müssen. Allerdings haben die Franzosen ausweislich ihres gangbaren Schrifttums mindestens in der Literatur da zuweilen eigene Maßstäbe; ein Franzose, dem wir jenes Bedenken mitteilten, meinte: «Mais c'est normal.»

Die Zerstörung der Lebenslüge erfolgt für den Held des Buches durch zwei An-

[1]) Albert Camus, La Chute. Verlag NRF Gallimard, Paris 1956. Deutsche Übersetzung des Buches unter dem Titel «Der Fall», Verlag Rowohlt, Hamburg 1957.

lässe. Der eine ist ein Gelächter, das ihm in einer aufgebrochenen Stimmung ungreifbar ans Ohr schlägt. Er fühlt den irrationalen Zwang, es auf sich selbst zu beziehen, und es haftet in ihm mit einer bohrenden Kraft der Demaskierung. Das ist ein feiner Zug; denn ein solcher Mensch verträgt alles, nur nicht, lächerlich zu werden. Er muss immer feierlich genommen werden. Minder schlagend ist der andere Zug. Er bemerkt nächtlicherweise eine ertrinkende Selbstmörderin und zögert mit jedem rettenden Eingreifen, bis es zu spät ist. Das möchte etwa manchem auch Höherstehenden so gehen; allerdings *weiß* dieser hier, scheint es, sofort, daß er sich nicht exponieren wird, und dies versetzt seinem übersteigerten Selbstgefühl einen weiteren Schlag. Nun bricht ihm ziemlich schnell alles zusammen. Seine Selbstbloßstellung vor den andern ist zunächst ohne Nachdruck und hat den Charakter eines Versuchs, den Pelz zu waschen, ohne ihn naß zu machen. Eine Weile sucht er noch die Andeutung metaphysischer Unruhe in tiefen geschlechtlichen Erschöpfungen zu ertränken. Aber schließlich wirkt sich die Katastrophe doch durch, und er muß die Flucht ergreifen. In Holland hebt sich seine zerfallende Existenz seltsam ab von der bis zur Starre geformten Menschenwelt und Landschaft. Er lebt dort ein jämmerliches Bekennertum in den Kneipen. Er macht sich vor allen herunter, aber nur, um sich sagen zu können: Ich bekenne am meisten, am vorbehaltlosesten, ich demütige mich am tiefsten, aber ihr seid ja im Grunde doch noch schlechter als ich, und so beherrsche ich euch doch noch. Selbstverständlich liegt wohl solche Hinterabsicht irgendwo in *allem* fanatischen und berufsmäßigen Schuldbekennen, wie es uns z. B. auch in den Romanen Dostojewskis entgegentritt. Nur ist bei Camus da kein Enthusiasmus vorhanden, sondern fast nur Ausgeklügeltheit. Das Ganze ist ein souverän gestaltetes Seelengemälde von eindringender Subtilität, und doch läßt es den Leser durch einen bestimmten Mangel an Unmittelbarkeit im letzten kalt. Bis zu einem gewissen Grad allerdings ist vielleicht auch dies noch beabsichtigt.

Erich Brock

Atomwaffen — Atomenergie

«It does not quicken the pulse to come across yet another book on atomic energy», schrieb die New York Times Book Review vor kurzem; in der Tat ist die Auswahl an Neuerscheinungen, besonders im englischen Sprachgebiet, beträchtlich. Wir haben die folgenden vier Bände zur Besprechung ausgewählt.

Jungks Buch enthält eine populäre, ohne Fachwissen geschriebene Darstellung der Geschichte der Atomphysik von Rutherfords ersten Arbeiten über die Struktur der Atome bis zur Auffindung der Kernspaltung und der Möglichkeit einer Kettenreaktion und bis zur Erfindung der Wasserstoffbombe[1]). Wir resumieren das Wichtigste:

Die 1939 in Physikerkreisen in den USA verbreitete Meinung, Deutschland arbeite an der Entwicklung einer Atombombe, veranlaßte einige bedeutende Wissenschaftler die Regierung der USA auf die Möglichkeit einer solchen Bombe und auf deren Gefährlichkeit in den Händen des nationalsozialistischen Deutschland hinzuweisen. Dies führte nach anfänglichem Zögern schließlich zu dem gigantischen «Manhattan project». In wenigen Jahren wurde, hauptsächlich unter der Leitung von Oppenheimer in Los Alamos in New Mexico, in unerhört angestrengter Arbeit die Atombombe hergestellt. Tatsächlich aber wurde in Deutschland die Entwicklung der Uranbombe nicht unternommen; die deutschen Physiker verzögerten die Arbeiten bewußt und wurden dabei unterstützt durch die äußerste Anspannung der Wirtschaft der Achsenmächte, die ein derartiges Unternehmen nicht erlaubte. So ist die rasche Entwicklung und Fertigstellung der Atombombe in tragischer Weise einem Mißverständnis zuzuschreiben.

Es folgt ein Bericht über die Bemühungen der amerikanischen Physiker, den tatsächlichen Abwurf der Bombe auf Hiroshima und Nagasaki zu verhindern und das schließliche Scheitern dieser Bemühungen. Jungk berichtet über die Anstrengung der Physiker in den USA, die weitere Entwicklung der Kernenergie den Militärs aus den Händen zu nehmen: die Gründung der zivilen Atomic Energy Commission verhindert aber nicht den Ausbruch des Wettrüstens, das die verstrichenen 12 Jahre der Nachkriegszeit beherrscht hat. Das Bekanntwerden der

ersten russischen Atombombenexplosion verursacht Bestürzung in den USA und bewirkt schließlich den Beschluß Präsident Trumans, mit aller Kraft die Entwicklung der Wasserstoffbombe zu betreiben. Aber das Ende des Rennens ist wiederum nur das Gleichgewicht: die erste russische H-Bombe explodiert nur 9 Monate nach der amerikanischen.

Jungk hat viele der beteiligten Physiker persönlich aufgesucht und gibt eine lebendige, fesselnde, z. T. spannende Darstellung dieser Geschichte der technischen Kernphysik der letzten 15 Jahre. Der Stil des journalistischen, mit Anekdoten angefüllten Tatsachenberichtes wird allerdings anspruchsvollen Lesern nicht behagen. Und wenn man danach fragt, was der Verfasser an eigener Meinung, an Urteil in das Buch hineingesteckt hat, so ist man zunächst um die Antwort verlegen, denn explizite Meinungsäußerungen des Autors sind selten zu finden. Nur mit Mühe kann man aus dem unendlichen Gewimmel der Zitate herausfinden, was das Buch eigentlich als Schlußfolgerung anbieten will:

Die Herstellung der Uranbombe in USA ist nach Jungk eine böse Tat — als Entlastung wird allerdings die amerikanische Furcht vor der deutschen Bombe zugestanden. Die Herstellung der Wasserstoffbombe wird als eine fast kriminelle Ungeheuerlichkeit aufgefaßt. Die Mitarbeit derjenigen, die nach Bekanntwerden der russischen Atombombenexplosion die H-Bombe gebaut haben, um die Superiorität der Bewaffnung des Westens aufrechtzuerhalten, wird scharf mißbilligt. Jungk stellt die Dinge so dar, als ob der Westen, d. h. Amerika, an dem gegenwärtigen Wettrüsten allein schuld wäre. Solche Wissenschaftler, die nach dem Kriege eine weitere Mitarbeit an Waffen grundsätzlich ablehnen, sind die Gerechten schlechthin und Klaus Fuchs, der die von ihm miterarbeiteten Bombengeheimnisse an die Sowjets verriet, wird als Märtyrer verherrlicht, denn er hat angeblich den dritten Weltkrieg verhindert.

Dieser übervereinfachten Betrachtungsweise können wir uns nicht anschließen. Die Lehre von der bewaffneten Verteidigung ist entstanden als Konsequenz aus den vielen kleineren oder größeren Zusammenstößen mit dem Expansionsbedürfnis des Kommunismus während der letzten zehn Jahre, und man wird mit guten Gründen die Meinung haben dürfen, der Westen sei nur dann vor Angriffen sicher, wenn er willens und in der Lage ist, die Freiheit zu verteidigen. Die Frage der Nützlichkeit der Atombomben und Atomwaffen für die Verteidigung ist außerordentlich kompliziert, und man wird viel Mühe und sorgfältiges, sachliches Nachdenken aufwenden müssen, um herauszufinden, welche Art der Bewaffnung der freien Welt den optimalen Schutz bietet. Der Rezensent kann das vorliegende Buch Jungks nicht als einen sachlichen Diskussionsbeitrag betrachten.

A. H. Compton, einer der bedeutendsten lebenden Physiker, hat bei der Entwicklung der Atombombe eine wichtige Rolle gespielt. Er hatte Anteil an den Experimenten, die unter der Leitung von Enrico Fermi 1942 in Chicago zur ersten kontrollierten Kettenreaktion im Uran führten und damit die Möglichkeit sowohl von Bomben als auch von friedlichen Zwecken dienenden Reaktoren erwiesen. Compton wirkte mit beim Aufbau des Oak Ridge National Laboratory und der Plutonium-Produktionsanlagen in Hanford, Wash. Seine Schilderung der Mühen und Anstrengungen der amerikanischen Physiker um die Herstellung der Uranbombe ist die eines unmittelbar beteiligten Fachmannes und daher ungleich kompetenter als die Darstellung Jungks. Aber die interessante Aufzeichnung der reinen Historie durch einen dazu in unvergleichlicher Weise legitimierten Physiker ist nicht das Anliegen des Buches und gewissermaßen nur die lange, notwendige Einleitung zu den beiden letzten Kapiteln[2]).

Das vorletzte ist «Choice» überschrieben und beantwortet die Frage: Warum hat man die Bomben auf Japan geworfen? 1945 war das sogenannte Interim Committee geschaffen worden, welches die Aufgabe hatte, den damaligen Präsidenten der USA, Truman, bezüglich des Gebrauches der neuen Waffe zu beraten. Das Committee war zusammengesetzt aus bedeutenden Männern des öffentlichen Lebens; als militärischer Berater wirkte George C. Marshall, der spätere Secretary of State. Außerdem war diesem Interim Committee zur wissenschaftlichen Beratung das Scientific panel zugeordnet, dem Enrico Fermi, E. O. Lawrence, J. R. Oppenheimer und A. H. Compton angehörten. Den eigentlichen Entschluß, ob und in welcher Weise die Bombe benützt werden sollte, faßte jedoch Präsident Truman.

Compton ruft dem Leser den allgemei-

nen Hintergrund der Entschlüsse vom Frühsommer 1945 ins Gedächtnis zurück:

Japan war eine bereits überwältigte Nation. Dennoch focht die japanische Armee zäh und verzweifelt, scheinbar nicht willens zu kapitulieren. Die Aufgabe der Alliierten war, im pazifischen Raum den Krieg mit dem Minimum an Verlusten zu einem Ende zu bringen. Die USA standen damals besonders unter dem Eindruck des unerhört harten Kampfes um die Inseln Iwojima und Okinawa, deren Einnahme nur unter sehr großen Verlusten möglich gewesen war. Die Leitung der amerikanischen Armee sah sich vor der Aufgabe, gegen verbissen kämpfende, in blutigem Kleinkrieg erfahrene japanische Soldaten eine Invasion der japanischen Hauptinseln zu unternehmen und rechnete mit unverhältnismäßig großen Verlusten. Bereits waren umfangreiche Vorbereitungen getroffen worden, um die Invasion am 1. November 1945 zu beginnen; durch unaufhörliche Luftangriffe wurde der Angriff vorbereitet.

Im Interim Committee wurde als Alternative zur militärischen Verwendung der Bomben eine Demonstrationsexplosion vorgeschlagen: Vor den Augen japanischer Politiker und Militärs hätte an einem unbewohnten Ort eine Bombe explodiert werden sollen, um die Japaner von der Aussichtslosigkeit weiteren Widerstandes gegen die Alliierten zu überzeugen: hiergegen wurden jedoch verschiedene Bedenken vorgebracht und schließlich der rein militärische Gebrauch vorgeschlagen. Trotz allen Argumenten konnten jedoch viele Physiker dem nicht zustimmen. Es wurden Petitionen eingereicht (Szillard, Franck) und Abstimmungen durchgeführt. Trotzdem wurde am 6. August 1945 die erste, am 9. August die zweite Bombe geworfen.

Comptons Bericht ist authentisch, von einem unmittelbar Beteiligten, persönlich, eine Art Rechtfertigungsschrift:

«Having seen the fighting men suddenly released from the need to invade Japans main islands returning joyfully to their homes, after the two bombs were dropped, I could not say I was sorry.»

Und in der Tat: Wo ist der Unterschied zwischen Atombomben und der tödlichen Last, welche 100 große Bomber in einem einzigen Angriff auf deutsche oder japanische Städte warfen? Auch ein Luftangriff mit konventionellen Waffen ist ein Inferno. Aber trotzdem wird sich jedermann fragen: Wer kann hier zustimmen?

Das letzte Kapitel heißt: «Hope». Es enthält die Erklärung: «All that I have experienced ist consistent with the view that the leaders of the Russian Communist party are conspiring to control the world. I wish I could see it otherwise, but I cannot. My Experience has taught me also that the Communists will use every possible guile to accomplish their ends.» Sofern diese Auffassung die Lage richtig beschreibt, ist die Versuchung groß, einen Krieg zu beginnen, falls die Umstände für den einen der Partner günstig erscheinen. Der Verfasser schließt sich aber der verbreiteten Meinung an, daß das nahezu vollständige Gleichgewicht der Kräfte für die nahe Zukunft den Ausbruch eines totalen Krieges verhindern wird. Für die weitere Entwicklung hofft Compton auf die soziologische Weiterentwicklung der Völker und eine damit im Zusammenhang stehende Abschwächung der Gegensätze: «For the longer term other factors will certainly enter. These are the social forces that are working inexorable toward enduring freedom. Wether by gradual change or by violent internal upset, we can rely on the universal social forces to bring the great half of the world into a condition such that harmonious adjustment with the free half becomes possible. And social changes are occuring in Russia at a very fast tempo.»

Dies sind die Aufgaben, die Compton für die freie Welt für die nahe Zukunft sieht:

1. Wir müssen fähig sein, uns zu verteidigen, aber unmißverständlich klarmachen, daß die kommunistische Welt nichts von uns zu fürchten hat, falls sie selbst nicht angreift.
2. Wir sollen bestrebt sein, in der freien Welt Wohlstand und Entwicklung zu fördern, um den besten Boden zu schaffen für ein gesundes Gedeihen einer freien Gesellschaft.
3. Das bei wissenschaftlicher Arbeit so bewährte Teamwork soll aufs Politische übertragen werden: Das Team der freien Nationen soll gemeinsam auf die Erhaltung der Freiheit und des Friedens hinarbeiten.

Der Rezensent glaubt, daß diese drei Grundsätze eigentlich keinen neuen Gedanken darstellen, sondern nur deklamieren, was die Politik der freien Nationen unter der Anführung der Vereinigten Staaten seit Jahren zu erstreben versucht. Das Buch Comptons ist interessant, aber

wesentlich retrospektiv. Und unsere Frage ist doch hauptsächlich: Was sollen wir heute und morgen tun?

Blackett unterzieht im ersten Kapitel seines Buches die militärische Lage einer kritischen Betrachtung[3]). Am Anfang bekennt er sich ebenfalls zu der Meinung, ein allgemeiner Weltkrieg sei wegen des Gleichgewichts der strategischen Atombewaffnung äußerst unwahrscheinlich. Er hält es aber für notwendig, weiterhin ein Minimum an strategischen Waffen (Wasserstoffbomben und zugehörige geeignete Transportmittel) zu unterhalten, damit eben das Gleichgewicht, welches den globalen Krieg verhindern soll, aufrechterhalten bleibt. Eine mindestens ebenso wichtige Aufgabe der Verteidigungspolitik ist nach Blackett jedoch die Rüstung für den kleinen Krieg, für Zwischenfälle wie Korea oder Indochina. Man kann solcher kleiner Lokalkriege wegen nicht einen strategischen Vergeltungskrieg starten, denn er würde uns selbst töten. Hieraus folgt aber sofort, daß die strategischen Waffen gar kein Abschreckungsmittel sind gegen kleine Angriffe und lokale Kriege. Die Idee, im Falle eines Angriffes durch massive Vergeltung zu siegen, ist eng verkoppelt mit der Idee der abschreckenden Wirkung der strategischen Waffen und beide Thesen, welche wenigstens bis vor kurzem Eckpfeiler der Verteidigungspolitik der NATO waren, fallen im Zeitalter des Gleichgewichts miteinander in sich zusammen.

Da die westlichen Länder nicht willens oder nicht in der Lage sind, große Armeen mit klassischer Bewaffnung zu unterhalten, mit denen sie sich kleiner Angriffe erwehren könnten, folgt ein Dilemma, aus dem heraus der Begriff der taktischen Atomwaffen entstanden ist. Kann man hoffen, kleinere Atomwaffen taktisch zu verwenden ohne sich einem Vergeltungsangriff mit strategischen Waffen auszusetzen? Blackett glaubt es scheinbar, andere bezweifeln es; wieder andere bezweifeln den Wert der taktischen Waffen überhaupt.

Die beiden letzten Kapitel heißen: The Atomic Arms Race 1945—55 und Retrospect and Prospect.

Die scharfsinnigen Gedanken eines klugen Mannes über eine moderne und gleichzeitig ökonomisch tragbare Militärpolitik ergeben ein äußerst aktuelles, kritisches Buch. In einem Augenblick, da in Westeuropa heftige Diskussionen um die Atomwaffen im Gange sind, ist dieses hervorragend klare und anregende Buch von besonderem Interesse.

Selbstverständlich kann Blackett kein Generalrezept für die Lösung der komplizierten Probleme geben. Nach Meinung des Rezensenten gibt es ein solches Rezept eben gar nicht: War Hiroshima notwendig? War es notwendig, die Wasserstoffbombe zu entwickeln und große Mengen davon bereitzustellen? Ist es nötig für die Verteidigung der freien Welt Intercontinental Ballistic Missiles zu bauen? Müssen wir unsere Armeen mit taktischen Atomwaffen ausrüsten? Man muß diese Fragen vielleicht nicht alle mit «ja» beantworten, aber man kann sie wohl auch nicht einfach alle mit «nein» beantworten. Die Lösung stellt ein durch Verhandlungen erarbeitetes stufenweises Abrüsten dar. Es ist heute so, daß Gespräche über eine Beendigung der Bombenversuche im Pazifik sehr nahe scheinen; vielleicht ergibt sich hier ein Anfang.

Im Herbst 1956 hat in England das erste Atomenergie-Kraftwerk den Betrieb aufgenommen und liefert seither elektrischen Strom in das öffentliche Netz.

Kenneth Jay hat eine allgemeinverständliche Beschreibung der Grundlagen und der technischen Ausführung dieses Kraftwerkes verfaßt[4]). Jeder, der auf der Suche ist nach verständlicher, seriöser Literatur über die friedliche Verwendung der Kernenergie, wird mit Vergnügen dieses kleine Buch lesen. Gegenüber anderen ähnlichen Schriften hat das Buch den Vorteil, daß es von einer bereits bestehenden Anlage sprechen kann und daher oft klarer und konkreter ist als das bisher veröffentlichte. Skizzen und ausgezeichnete Photographien erläutern den Text.

Heinz Albers-Schönberg

---

[1]) Robert Jungk: Heller als tausend Sonnen; das Schicksal der Atomforscher. Scherz und Goverts Verlag, Stuttgart 1956.

[2]) A. H. Compton: The Atomic Quest. Oxford University Press, New York 1956.

[3]) P. M. S. Blackett: Atomic Weapons and East-West Relations. Cambridge, At the University Press, 1956.

[4]) Kenneth Jay: Calder Hall, The Story of the First Nuclear Power Station in the World. Harcourt, Brace & Co. Inc. New York 1956.